

Der Kranz

Autor(en): **Ringier, Martha**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **3 (1932)**

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-917796>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER KRANZ

Skizze von MARTHA RINGIER

Albrecht Heimstätter hielt Rückschau und gestand sich, daß es zu keiner Zeit seines Lebens mehr zu lernen gegeben hatte, als in den vergangenen Monaten. Immer wieder hielt er Rückschau. Er hatte sich unentbehrlich geglaubt, jahrzehntelang, und jetzt saß ein anderer hinter seinem Pult und sah auf die Mädchenköpfe nieder, auf diese oft so widerspenstige Jugend, der zuweilen kaum beizukommen war. Früher hatte er Macht gehabt über sie, das heißt, ehrlich gestanden, nicht über diese lachenden Dinger, wohl aber über die ältere Generation. Auch sie hatte er vier Jahre lang gelehrt und geführt. In letzter Zeit war es manchmal vorgekommen, daß sich ihm die Grenze verwischt und er die vor ihm Sitzenden mit dem Mädchennamen der Mütter aufrief. Dann ging ein Gekicher durch alle Bänke, und er hatte Mühe, die Autorität aufrecht zu erhalten. Immer öfter waren ihm die Zügel entglitten, und aus der Schulstube hatte sich das Kichern gleichsam auf die Gasse verpflanzt und weiter in die Häuser. Nein, so schlimm war es doch nicht. Man war ihm überall mit der ihm gebührenden Achtung begegnet, wenn er im langschößigen Rock mit eingezogenem Kreuz, wie er es sich angewöhnt als Vorbild für seine Schülerinnen, seines Weges ging. Wie oft er ihn wohl gegangen — es war kaum auszurechnen.

Aus seiner Wohnung im Seitengebäude des Haldenhofes führte eine Wendeltreppe auf die Straße. Ueber dem Eingangstor stand in Stein gemeißelt die Jahrzahl 1628. Ja, so alt war das Haus, in dem er einst mit seiner kleinen, stillen Frau eingezogen, und in dem, als sie von ihm gegangen, seine Tochter schaltete. Doch auch sie hatte ihn bald allein gelassen, und nun kam täglich die Verena und besorgte den Haushalt. Und sie tat ihre Arbeit ebenso geräuschlos wie sie vordem Frau und Tochter verrichtet, und verzog sich lautlos, wenn sie fertig war. Es wurde nicht viel gesprochen zwischen den zweien, aber das war auch nicht nötig. Was hätten sie sich zu sagen gehabt, der alte Lehrer und die arme Putzfrau? Ihre Welten lagen zu weit auseinander, und er war dankbar für die Stille nach den anstrengenden Schulstunden.

Wann war es doch gewesen, daß sie ihm anstrengend vorkamen? Er suchte in seiner Erinnerung — ja, nun wußte er es. Eines Tages war ihm durch einen Kollegen die Nachricht zugekommen, der junge Gerber habe sich bei den Prüfungen an der Universität glänzend hervorgetan, an dem könne man seine Freude erleben. O, der Kollege hatte gut schmunzeln; er gab nicht Deutsch und Geschichte und sah in dem angehenden Lehrer keine Gefahr.

Das Wort hatte damals wie ein Angelhaken im Herzen des Altern- den gesessen, und wer den Anton Gerber vor seinen Ohren rühmte, der riß ahnungslos an diesem Haken.

Es gab aber genug Stunden, da lachte Albrecht Heimstätter über seine Sorge: was konnte ihm dieser Junge anhaben, der noch gar keine Erfahrung gesammelt und erst einmal aushilfsweise Schule gehalten hatte? Da hieß es doch noch andere Leistungen aufweisen als bloß eine gut bestandene Prüfung als Mittelschullehrer und ein Doktordiplom. Außenstehende wußten gar nicht, was dazu gehörte, diese Mädchenklassen richtig zu leiten, nicht nur mit Kenntnissen voll zu pflöpfen, sondern ihnen die Augen aufzutun für die Wunder ringsum und sie tüchtig zu machen fürs Leben. Nein, mit dem Wissen allein war es nicht getan.

Aber es war seltsam, Albrecht Heimstätter fühlte immer wieder den Angelhaken in seinem Herzen, und von diesem Zeitpunkt an spürte er die Last seines Amtes und die Verantwortung mehr und mehr, und eine Verzagtheit bemächtigte sich seiner, die ihn, den früher Sicherem, herumrätseln ließ an leicht hingeworfenen Bemerkungen, an scheelen Blicken. Und ach, erst die Mädchen, die jede Gelegenheit benutzten, um etwas Erhabenes zu belächeln!

Da hatte er sich noch einmal aufgerafft und die Strenge der früheren Jahre herausgekehrt. Aber wie war ihm von der Schulpflege bedeutet worden? Solches Verhalten der Jugend von heute gegenüber sei nicht angebracht, ja vielleicht vor fünfundvierzig Jahren hätte sich niemand daran gestoßen, aber jetzt — —

Fünfundvierzig Jahre! Das sagten sie so kühl und leichthin, oder sagten sie es spöttisch und bedeutsam? Albrecht Heimstätter wußte es nicht; er wurde wortkarg und gegen jedermann mißtrauisch. Immer mehr schloß er sich ab, und dann, nach Neujahr, reichte er seine Demission ein. Die Amtsperiode war freilich erst in zwei Jahren abgelaufen. Wer weiß, jetzt mußte es sich zeigen, ob man ihn ohne Umstände, ohne weiteres gehen ließ, oder ob die Gemeinde ein- sah, was sie an ihm hatte.

Das war ein seltsamer Heimweg gewesen, nachdem er diesen Brief eingeworfen. Es hatte einen harten Klang gegeben, als er ihn in den Kasten geschoben, und dann wurde ihm beinahe schwindlig. Er hielt verschiedene Male an und stützte sich auf das Mäuerchen zur Seite. Als der Wind ihm den Hut forttrug, achtete er es kaum. Was ging es ihn an, ob der da unten lag bei ein paar Kohlstrünken vom letzten Sommer.

Johlend kam eine Schar Buben den Grabenweg herauf. Sie warfen Schneebälle nach einem Hund, der bellend an Herrn Heimstätter vorbei stob, und jetzt traf ihn selber einer an den Rücken. Einen

Augenblick war es still, aber dann platzten alle los, zogen die Mützen und hatten es eilig an ihm vorbei zu kommen. Vor lauter Empörung brachte er kein Wort heraus. War es möglich, behandelte man in dieser Weise einen im Amt ergrauten Lehrer?

Ein paar Buben waren zurückgeblieben und stützten. Der da vorn stand ja wie eine Säule und regte sich nicht.

„Wo hat er den Hut?“ raunten sie einander zu. Da beugte sich einer über die Mauer: „Da unten liegt er.“

„Hol ihn doch.“

„Hol ihn selber, da hinunter spring ich nicht.“

Aber der Kamerad sah ein, daß es nicht ratsam sei, den Sprung zu wagen; es war zu hoch. Da kam ihm ein Gedanke:

„Ich hol den Schlüssel, Herr Heimstätter. Der Garten da unten gehört meiner Großmutter, aber ich muß dort drüben von der Stadtmauer her hinein. — Es dauert schon eine Viertelstunde“, berechnete er und sah zum Lehrer auf. Der bewegte die Lippen, aber es kam kein Laut heraus.

„Was hat er nur?“ stiessen sich die Jungen an.

„Der ist krank — oder es fehlt ihm im Oberstübchen“, flüsterte einer und lachte.

Der Hilfsbereite kam näher. „Ich gehe erst mit ihnen nach Hause, Herr Heimstätter, es ist ihnen sicher nicht gut — und Sie erkälten sich so. Wollen Sie nicht meine Pelzmütze aufsetzen?“

Der Lehrer stützte sich fast willenlos auf des Buben Schulter und griff eben nach der dargebotenen Mütze; da hörte er sie kichern: „Wahrhaftig, er setzt dem Müller seine Kappe auf. Es ist zum Schießen — die Bibernütze auf dem alten Schädel!“

Da zog Herr Heimstätter rasch seine Hand zurück und ging barhaupt mit dem Knaben davon. Sein weißes Haar flatterte in der scharfen Bise, doch ihn fror nicht. — —

Dann, ja was war dann geschehen? Albrecht Heimstätter hatte wochenlang krank gelegen, oft bewußtlos, und wenn ihm wieder dämmernd aufstieg, was sich zugetragen, kam nur der eine Wunsch in ihm hoch: schlafen, schlafen, nie mehr zurück in diese Welt.

Aber an einem Märztag hatte die Sonne ins Zimmer geschienen, und da half nichts, Herr Heimstätter konnte sich nicht mehr in seine Krankheit hineinflüchten.

„Alte Bäume wurzeln fest und schlagen jedes Frühjahr wieder neu aus“, sagte mit lauter Stimme der Arzt. „Wir haben's überstanden. Ja, ja Herr Heimstätter, nun geht es aufwärts, Sie werden's sehen. Ich gratuliere, ich gratuliere!“

Der Lehrer lächelte matt und blinzelte in die bleiche Frühlingssonne; erst beim letzten Wort horchte er recht auf. „Gratulieren, zu

was?“ forschte er, und in seinem Innern jubelte es: sie lassen dich nicht gehen, sie brauchen dich; jetzt haben sie gemerkt, wie nötig der alte Heimstätter noch an seinem Platz ist.

Aber da brummte der Arzt: „Zu was gratulieren? Daß Sie überm Berg sind — ja, das hat Mühe gekostet, sag ich Ihnen! — Jetzt setzen Sie sich bald an die Sonne und genießen Ihren Ruhestand.“

„Ruhestand?“ wiederholte der Lehrer stockend.

„Ja natürlich. Ist es nicht wundervoll, frei zu sein von der Fron und Herr seiner Zeit? Wenn ich einmal so weit bin, ei!“ Der Arzt reckte sich und lachte.

„Ja — aber meine Schule“, stammelte der Lehrer und grub den Kopf in die Kissen.

„Die Schule ist in guten Händen bei Doktor Gerber; der versteht es, die Mädchenbande in strammer Zucht zu halten; sie schwärmen alle für ihn. Jetzt, vom Frühjahr an, wird er definitiv angestellt — und, der Neid muss es ihm lassen — wir haben noch nie einen bessern Lehrer gehabt.“ Der Arzt machte eine Pause, und als er sah, wie verfallen das Gesicht vor ihm aussah, fügte er rasch bei: „Selbstredend — Sie ausgeschlossen.“

Albrecht Heimstätter machte bloß eine abwehrende Bewegung und schloß wie erschöpft die Augen. Der Arzt fühlte noch den Puls, und als er ihn in Ordnung fand, entfernte er sich.

Der Kranke war allein. Nun war es doch so gekommen: man hatte ihn ohne weiteres gehen lassen, und der Junge hatte bereits Besitz ergriffen von seinem Amt; er aber war ausgeschaltet und bei den meisten vielleicht bald vergessen. Nein, doch nicht. Standen dem Fenstersims entlang nicht alle möglichen Gläser und Töpfe voller Schneeglöckchen, Schlüsselblumen und Veilchen? Die hatten die Mädchen hergetragen und der Verena für ihn gegeben. Es gab doch noch anhängliche Schülerinnen.

Als er bereits im Lehnstuhl am Fenster sitzen konnte, kam ein versiegeltes Schreiben: der Dank der Schulpflege im Namen der Gemeinde für treu erfüllte Dienste. Es waren wohlgesetzte Worte, aber es wehte doch eine Kühle aus dem amtlichen Schreiben. —

Zuweilen kam jetzt die eine oder andere Schülerin, etwas scheu und verlegen freilich, denn Herr Heimstätter sah doch sehr mitgenommen aus. Was konnte man mit dem alten Lehrer anderes reden, als was die Schule betraf? Und jede der jungen Besucherinnen sprach mit Eifer und Begeisterung von seinem Nachfolger, wie fein der sei. O, wie er da den Angelhaken wieder spürte! Aber nach und nach wurde diese Qual weniger schmerzhaft, und ganz allmählich lernte das alte Herz ja sagen zu der neuen Zeit, die angebrochen.

In dieser Zeit kam die Frau vom Haldenhof öfter zu dem Einsamen. Es war ihr, als habe sie etwas gut zu machen, was andere versäumt. Was das sei, darüber gab sie sich nicht Rechenschaft. Es war ja eigentlich alles zugegangen wie es sich gehörte: die von Herr Heimstätter eingereichte Demission war angenommen worden, am schuldigen Dank hatte man es nicht fehlen lassen, auch an der Teilnahme nicht bei seiner Erkrankung. Und doch, irgend etwas war nicht in Ordnung, das fühlte die alte Frau und suchte mit der ihr eigenen Wärme zu ersetzen, was andere schuldig geblieben. Mit ihr kam stets eine wohltuende Frische ins Krankenzimmer und es war, als ob die Messingbeschläge am eingebauten Buffet und vorn an den Fenstern die verschnörkelten Riegel zu blinken begännen, und doch kam die Helligkeit, die „die Frau“ mitbrachte, von innen, aber sie übertrug sich scheinbar auf alle Gegenstände ringsum. Sie hatte solch eine sichere, herzhaft Art, die Dinge anzufassen, sei es die alte Vase mit dem Sprung oder die heikle Angelegenheit, den Rücktritt Herrn Heimstätters, an die niemand rührte. Was hätten die Besucher auch dazu sagen sollen? Es war Zeit, höchste Zeit, daß der alte Lehrer zur Einsicht gekommen war, einem jüngeren Platz zu machen. Das war ja der Welt Lauf, dem keiner entging. — Doch die Frau vom Haldenhof scheute sich nicht von der Schwere dieses Entschlusses zu reden; sie stellte sich in ihrer Warmherzigkeit mit hinein in diesen Verzicht.

„Ja, Herr Heimstätter, das hat gewiß viel schlaflose Stunden gekostet, bis Sie so weit waren. Wenn ich mir denke, wie schwer es fällt, aus dem tätigen Hausfrauenleben in den Großmutterstuhl verwiesen zu werden, zusehen zu müssen, anstatt mitanzugreifen. Feierabend! Das hört sich so schön an, aber es will gelernt sein, das Feiern, es will gelernt sein! Und was fast noch schwerer ist — ich rede aus eigener Erfahrung — zu sehen, wie alles ruhig seinen Gang geht, trotzdem wir nicht mehr mit Hand anlegen. — Meine Schwiegertochter sagt manchmal: die Mutter denkt, nun gehe alles wieder verkehrt, weil ich es anders anordne, als man es bisher gewohnt war im Haldenhof. Aber das denke ich nicht, bloß etwa: ihr kommt auch erst auf Umwegen ans Ziel wie wir, gerade wie wir. Die Erfahrungen muß jedes selber machen — und die Dummheiten ebenfalls“, schloß sie mit einem frohen Lachen in den braunen Augen. „Wir wollen die Jungen machen lassen, nicht wahr? Das eine aber dürfen wir beide uns schon sagen, Herr Heimstätter: wir haben uns redlich bemüht, unsere Pflicht zu tun nach bestem Wissen und Gewissen — und darauf kommt es doch wohl am meisten an.“

So zog die alte Frau ganz sachte den Angelhaken aus Herrn Heimstätters Herzen, und die Wunde konnte zuheilen. — — —

Es waren bereits einige Monate vergangen, seit der Lehrer in den Ruhestand versetzt worden war, und nun fühlte er als gemacht seine Kräfte wiederkommen, und mit den Kräften wuchs die Sehnsucht nach nutzbringender Arbeit; doch damit war es ein für allemal vorbei, daran war nichts zu ändern.

Die Schülerinnen kamen seltener, besonders da jetzt die Zeit des Jugendfestes nahte. Da hatten sie alle unendlich viel zu tun, zu rüsten, sich zu freuen. Und alle Welt freute sich mit der Jugend; es war von jeher Sitte im Städtchen, daß jeder sich in den Dienst der Kinder stellte und das Seine beitrug zum Fest. —

Am Vortag war alles in Tätigkeit. Dort wurden quer über die Straße Girlanden von Tannreisern aufgehängt, nachdem alle Gassen und Gäßlein rein gekehrt worden. Junge Birken wurden aus dem Walde geholt und hingestellt, wo es Unschönes zu verdecken gab. In der Kirche hantierte man fieberhaft, bis die bunten Kränze in schönen Bogen Kanzel und Empore schmückten. Und bis erst das Schulhaus festbereit war mit Wimpeln, Schildern, Kränzen und Triumphbogen! Als ob es noch nicht genug sei, schnitten die Mütter immer noch Blumen und Zweige ab für die Sträuße der Kinder. Denn morgen zog jedes Mädchen, arm und reich, mit einem Strauß von den herrlichsten Gartenblumen zur Kirche und nachher durch die festlich geschmückte Stadt.

Albrecht Heimstätter hatte früher als sonst seinen Gang, den er nun täglich machte, beendet. Er fühlte sich unter den Geschäftigen, die ihm freundlich aber eifertig zunichten, so sehr überflüssig und einsam. Er legte sich bald zu Bett — nur nichts hören von der Welt da draußen, nur nichts hören.

Aber die Welt meldete sich in aller Frühe mit Böllerschüssen und Trommelwirbeln, und er hörte frohe Stimmen auf der Straße, die einander zuriefen: „Ist das ein wunderbarer Tag, kein Wölkchen am Himmel!“ — „Ja, ja, der Herrgott hat ein Einsehen, wenn wir Jugendfest feiern.“ Und eilige Schritte gingen vorüber. Von Ferne hörte der alte Mann Musik. Nun würde sich beim Schulhaus die Jugend versammeln, um mit den Lehrern und Behörden zur Kirche zu ziehen. Fünfundvierzig Jahre lang war er neben der weißgekleideten Mädchenschar geschritten, fünfundvierzig Jahre — und jetzt, heute, war die Reihe an Anton Gerber. —

Endlich begann Albrecht Heimstätter sich anzukleiden; die Verena sollte ihn nicht mehr zu Bett finden. Er hatte ihr zwar bis gegen Mittag Urlaub gegeben; sie sollte sich nur den Zug ansehen, sie hatte ja ein Enkelkind dabei. Den Milchtopf wollte sich der alte Lehrer schon selber unten am Haustor holen, wo ihn der Milchmann alle Tage hinstellte.

Ob er sein Sonntagskleid anzog wie alle Leute im Städtchen? Er schwankte, aber dann holte er es aus dem Schrank und machte sich bereit. Darauf spürte er, daß er noch nicht gefrühstückt, und ging die Wendeltreppe hinunter. Der riesige alte Schlüssel knarrte, langsam öffnete sich das Tor. Herr Heimstätter wollte eben nach dem Milchtopf greifen, da streifte sein Blick die Türe, die alte Türe mit der Jahreszahl 1628. Was war das?

Da hing ja ein Kranz. Ein Kranz von frischen Blumen, von Rosen, Rittersporn, Nelken und Lilien und ein Briefumschlag baumelte am Kranz. Ganz benommen öffnete er. Kein Name — nur ein Vers. Albrecht Heimstätter schob seine Brille zurecht, seine Hände zitterten, mit halblauter Stimme las er:

In der menschlichen Gemeine
gibt es Große nicht noch Kleine,
einzig gültig ist das eine:
die getreu erfüllte Pflicht. —
Stille Kränze können schweben
über einem schlichten Leben;
nichtig ist des Menschen Streben,
triumphiert das Gute nicht.

Wer hatte an ihn und an seine Treue gedacht? Welche Hand diese Worte geschrieben? Eine Kinderhand offenbar nicht, eher war es eine verstellte Handschrift, ja fast eine altmodische. Wer mochte es sein? Abwechselnd betrachtete er das Blatt in seiner Hand und den Kranz. Endlich hob er ihn vom Nagel und ging langsam treppauf.

Drüben im Haldenhof, von wo man das vorgeschobene Seitengebäude überblicken konnte, war ein Frauenkopf sichtbar geworden.

„Endlich hat er's entdeckt“, murmelte die Nachbarin. „Ich fürchtete schon, er schließe sich heute ganz in seine Klause ein, der Arme! Nun hat er doch auch seine Freude. Gottlob, daß es mir noch rechtzeitig einfiel gestern Abend.“

Oben in seiner Stube saß der alte Lehrer und sah sich Blume um Blume an. Fast andächtig saß er vor seinem Kranz. Nach einer Weile hörte er die Verena die Treppe hinaufschlurfen. Unter der Türe rief sie: „Nicht einmal gefrühstückt haben sie — ich dachte es mir halber und kam deshalb schnell vorbei, und richtig, unten vor der Türe steht noch die Milch. — Aber, was ist denn da los?“

Herr Heimstätter drehte sich nach Verena um. „Ja, das möchte ich Sie fragen. Wissen Sie auch nicht, von wem der Kranz ist? Er hing am Haustor.“

„Woher sollte ich das wissen“, gab sie zurück.

„Hing er nicht schon unten, als Sie gestern Abend weggingen?“ forschte er.

„Was denken Sie, ich wäre doch nochmals heraufgekommen.“
„Ja, haben Sie gar nichts gehört, Verena, etwa daß meine ehemaligen Schülerinnen — wer könnte es sonst sein?“

Aber Verena beteuerte, nichts derartiges vernommen zu haben.

Albrecht Heimstätter hat nie erfahren, wer ihm diesen Freudenkranz gespendet; aber von nun an wußte er, da waren Menschen, oder vielleicht nur ein einziger, der der „getreu erfüllten Pflicht“ nicht mit einem amtlichen Schreiben, sondern mit einem lebendigen Zeichen der Anerkennung gedachte.

's Unglück

Nid übernacht isch's Unglück cho.
am heiterhele Tag
Het's 's Liebscht us euser Mütti gno
Wi uf ene Donnerschlag.

So passt höch í der Luft e Weih
Und schüßt uf's Tübli hí.
Es wehrt sí nid. En Stoß — en Schrei —
Und alles isch verbí.

Sophie Hämmerli-Marti
Aus „Allerseele“ 1928